Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung

Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein

Band: 65 (1920)

Heft: 41

Anhang: Zur Praxis der Volksschule : Beilage zu No. 41 der "Schweizerischen Lehrerzeitung", Oktober 1920, No. 10

Autor: Huber, H. / Giger, Albert / Ufer, Ch.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ZUR PRAXIS DER VOLKSSCHULE

BEILAGE ZU Nº 41 DER „SCHWEIZERISCHEN LEHRERZEITUNG“

1920 OKTOBER No. 10

Beobachtungen eines Visitators. Vier Bilder aus dem Schulleben. Von H. Huber. II.

2. Bild. Wieder um 7 Uhr bin ich im Schulzimmer einer sechsten Klasse. Der Lehrer ist noch nicht da. Einige Schüler sitzen an ihren Plätzen, andere tummeln sich fröhlich, laut lärmend, im Zimmer herum und üben sich in Wettkämpfen, und wieder andere rücken, wie ein Professor sich einmal sarkastisch seinen Studenten gegenüber ausdrückte, „Tropf auf Tropf, wie aus einer Retort“ allmählich ein. Der Tornister wird auf den Tisch geworfen oder auf den Boden; niemand fällt es ein, etwa die Bücher oder Hefte hervorzunehmen und für den Unterricht bereitzuhalten. Die Schüler sind nicht dazu angehalten worden. — Auf dem Boden liegen Papierfetzen und Nussschalen; die Tischplatten sind mit Tinte beschmutzt. Die Bilder und Tabellen an der Wand sind unsymmetrisch angeordnet; die einen hangen vertikal, die andern schief, wieder andere stehen oder liegen auf dem Boden. Auch aus solchen Einzelheiten lässt sich auf den Ordnungssinn, auf den Geist und die Zucht in der Schule schliessen. — Die Wandtafeln dagegen sind im Gegensatz zu der Unordnung auf beiden Seiten schön sauber. Umsonst suche ich nach Aufgaben, Fragen, Zeichnungen u. dgl. Auch eine tabula rasa kann dem Visitator vieles sagen.

Auf dem Pult liegt das Absenzenverzeichnis in fliegenden Blättern; diese sind nicht geheftet. Die Namen des Lehrers und des Visitators sind nicht eingetragen; es fehlen auch die andern Einträge. Mit welcher Sorgfalt mögen wohl die Absenzen eingetragen werden? Wie wird es da wohl bestellt sein mit der Schulführung? Unwillkürlich kommen mir diese und andere Fragen und Gedanken.

Kleinigkeiten, höre ich sagen. Mag sein. Aber aus Kleinigkeiten und Einzelheiten, aus Kleinarbeit setzt sich schliesslich das ganze Schulleben, die gesamte Schultätigkeit zusammen. Diese Einzelheiten modifizieren den Gesamteindruck, das Gesamtbild der Lehrtätigkeit in günstigem oder ungünstigem Sinn. Insbesondere für den Anfänger im Lehramt ist auch das unbedeutend Scheinende nicht zu unterschätzen; für ihn ist auch das Kleine gross. Durch Geringschätzung von Kleinigkeiten hat schon mancher Lehrer in seinem Berufe Schiffbruch gelitten.

Ein pflichtgetreuer Lehrer, der einen strengen Massstab auch an seine Arbeit ansetzt, sagte mir vor Jahren, sein Bestreben, die Schüler mit unerbittlicher Konsequenz zur Pflichterfüllung auch im Kleinen anzuhalten, habe ihm einst seitens des Visitators die tadelnde Bemerkung eingetragen: „Sie sind ein Tüpfli ...“. Der Lehrer quittierte den Tadel mit der prompten Antwort: „Herr Visitator, ich bin stolz darauf, ein Tüpfli ... gescholten zu werden“. Dieser Ausdruck wird oft in abschätzigem Tone der Lehrerschaft gegenüber angewendet. Nehmen wir ihn nicht allzu tragisch! Muss doch zugegeben werden, dass in der angedeuteten Weise etwa gefehlt wird. Aber es sind vielfach die Gewissenhaftesten, die in den Fehler verfallen, die in ihrem Übereifer in der Erziehung zur Pünktlichkeit, zu exaktem Arbeiten usw. in minutiöser Art einen allzustrengen Masstab anlegen, so dass ihre Forderungen in kleinliche Pedanterie ausarten, die nicht geeignet ist, den Lerneifer und die Erfolge der Schularbeit zu fördern. Wer seine Pflicht im Kleinen erfüllt, tut sie gewiss auch im Grossen.

12 Minuten nach 7 Uhr kommt endlich der Lehrer. „Er stammelt verwirrt Entschuldigungen.“ Auf dem Stundenplan steht: 7—8 Uhr Sprache. Der Lehrer blättert verlegen im Lesebuch vor- und rückwärts. Es muss den Eindruck erwecken, als wisse er nicht, was er behandeln solle. Von etwelcher Vorbereitung offenbar keine Spur. „Wir lesen auf Seite 100.“ Die Lektion entspricht dem vorhin entworfenen Tableau. Es wird eine Viertelstunde gelesen und dann abgefragt, im buchstäblichen Sinn des Wortes „abgefragt“. Keine Durcharbeitung des Stoffes, keine Vertiefung, keine Anwendung auf das Leben! Es ist daher auch keine Aufmerksamkeit. Die Antworten der Schüler sind auffallenderweise ziemlich befriedigend. Erst nachher, als ich von den Heften Einsicht nahm, fand ich die Erklärung. Die Schüler hatten kürzlich einen Aufsatz über das besprochene resp. abgefragte Thema gemacht. Eine solche Repetitions- oder Verlegenheitslektion macht auf den Besucher keinen guten Eindruck, namentlich wenn sie noch den Schein erwecken soll, als wären Stoff und Behandlung neu.

Die Schriften sind mangelhaft; die Hefte unsauber und zu einem grossen Teil nicht korrigiert. Oft ist nur eine halbe Seite beschrieben und eine neue begonnen. Die Schüler holen sich, wenn sie ein Heft fertig oder auch nicht fertig geschrieben haben, ihre neuen Hefte im Kasten selber. Es findet keine Kontrolle durch den Lehrer statt. Und doch ist gerade die Überwachung des Verbrauchs von Schreib- und Zeichnungsmaterial ein treffliches Erziehungsmittel, ein Mittel, die Kinder an Sparsamkeit zu gewöhnen, in ihnen haushälterischen Sinn zu wecken und zu pflegen.

Im Rechenunterricht mache ich die gleichen Beobachtungen. — Die Disziplin entspricht den obigen Ausführungen. Die Schüler verkehrten, während sie schriftliche Arbeiten machen sollten, in freier Weise halblaut miteinander. Der Lehrer sieht's und hört's nicht. Keine Mahnung erfolgt von seiner Seite. Mehr als einmal kam ich in Versuchung, Ruhe zu gebieten oder einen Schüler handgreiflich an seine Pflicht zu erinnern.

Die Leistungen am Examen entsprachen den Beobachtungen während den Visitationen. In 1½ Stunden war die Prüfung abgerollt. Als ich eine halbe Stunde vor dem angesetzten Schluss ins Schulzimmer trat, um dem Examen in den Realien beizuwohnen, waren Lehrer und Schüler schon ausgeflogen. „Der Mann hat offenbar konzentriert gearbeitet,“ meinte der mich begleitende Schulpfleger. Während der drei Jahre, da ich als Visitator in seinem Schulhaus amtete, sah ich den Lehrer nie an einem Examen seiner Kollegen, und doch hätte er da so vieles lernen können. Ich machte ihn in schonender Weise auf das Ungenügende seiner Arbeit aufmerksam und behandelte ihn auch im schriftlichen Bericht so glimpflich als möglich. Die Folge davon war, dass mich der Kollege später nie mehr grüsste und von da an eine unfreundliche Haltung mir gegenüber einnahm.

„Wenn die Sonn' am Himmel scheint, geht der Mond ihr aus dem Wege.
Hast in der Welt du einen Feind, ist's sicher ein Kollege!“

schrieb Lehrer G. Steiger einmal unter dem Eindruck einer momentanen Misstimmung in seinem „Elias Nothfest“.

3. Bild. Ich komme in eine dritte Klasse, die von einer Lehrerin unterrichtet wird. Der Gesamteindruck ist bei meinem ersten Besuche schon nach wenigen Minuten Zuhörens ein sehr guter. Nicht dass ich Anspruch darauf mache, schon nach einer Stunde ein fertiges Urteil über die Schulführung abgeben zu können. Soweit habe ich es nach vieljähriger Praxis noch nicht gebracht wie jener Schulpfleger, der einmal sagte: „Ich brauche nur einige Minuten durchs Schlüsselloch der Zimmertüre zu schauen und zu hören und dann kenne ich Schule und Lehrer“. Und warum machte die Schule einen so günstigen Eindruck? In erster Linie war es die vorzügliche Disziplin, die mir imponierte. Wenn ich in eine Schule komme und die Disziplin gut finde, weiss ich meist, woran ich bin und wie ich den Lehrer und seine Tätigkeit zu beurteilen habe. „Die Schuldisziplin ist der Prüfstein für das tiefinnerste

Wesen des Lehrers," sagt Seminardirektor Kehr. Wo die Disziplin gut ist, ist die ganze Schulführung gut, wo es mit der Disziplin „hapert", hapert es meist auch an andern Orten. Meine langjährigen Erfahrungen und Beobachtungen haben das Gesagte bestätigt. „Eine gute Disziplin ist mehr wert als eine gute Doktrin," sagt Diesterweg, und „Eine Schule ohne Disziplin ist wie eine Mühle ohne Wasser" Comenius.

Alle Merkmale einer guten Disziplin waren in dieser Schule vereinigt: a) Gute Körperhaltung sowohl beim mündlichen Unterricht als auch beim Schreiben. Da war kein unruhiges Hin- und Herrutschen, kein Kopfunterstützen, auch die Arme und Hände, die Beine und die Füsse waren in ruhiger Haltung. b) Grosse Aufmerksamkeit. c) Die Ruhe vor und während des Unterrichts, sowie die Ordnung beim Eintreten ins Schulzimmer und beim Verlassen desselben. d) Die lauten, vollständigen, zusammenhängenden Antworten der Schüler. — Und trotz der äussern Ruhe herrschte bei den Kleinen frische, natürliche Fröhlichkeit. Sie fühlen sich unter der liebevollen, freundlichen und doch energischen Führung der Lehrerin sichtlich wohl. Die Schüler sprechen durch ihr offenes, zutrauliches Wesen überzeugend für den in der Behandlung massgebenden Grundton.

Und welches waren die Mittel zur Erreichung der vortrefflichen Disziplin? Es war insbesondere, wie schon früher betont, das aufmerksame Auge der Lehrerin, das die Schüler beständig überwacht und dem nichts entgeht. Ein Lehrer, der mit offenen Augen nicht sieht und mit gesunden Ohren nicht hört, beständig vor der Klasse hin- und hergeht und nur ins Blaue hineinredet, ohne die Schüler immer zu beobachten, wie ich in Bild Nr. 2 ausgeführt habe, wird im Unterricht nie etwas Bedeutendes leisten. Es liegt eine wunderbare Macht im Auge. „In der Art, wie der Lehrer seine Augen braucht, erkennt man den Grad seiner erzieherischen Tätigkeit" (Kehr.) Wenn etwa eine kleine Unruhe eintreten wollte, erfolgte kein militärisches Rufen und Schreien, keine Moralpredigt, wie ich es an andern Orten etwa zu hören bekam. Mitten im Satz hält die Lehrerin einen Augenblick inne, fixiert den oder die betreffenden Schüler und die Ruhe ist wieder hergestellt, oder sie lässt die Kleinen für kurze Zeit aufstehen oder aus den Bänken treten und einige Turnübungen ausführen.

In zweiter Linie war es die Ruhe und Sicherheit der Lehrerin in ihrem Auftreten, die taktvolle Art, mit der sie mit den Kleinen verkehrte, und nicht zum wenigsten der logisch klare, genetisch entwickelnde, frische, lebendige und anregende Unterricht. Solches Selbstbewusstsein, wie es die Lehrerin an den Tag legte, muss den Schülern Achtung einflössen. Und woher kommt das sichere Auftreten? Die Lehrerin war vorbereitet. Das war auch ersichtlich aus den an der Wandtafel entworfenen Skizzen und den farbigen, sauber ausgeführten Illustrationen zu der Erzählung, die behandelt wurde, und aus den damit im Zusammenhang stehenden schriftlichen Aufgaben. Ist der Lehrer vorbereitet, dann ist sein Unterricht derart, dass sich auch das Interesse bei den Schülern einstellt, und dieses ist neben der Disziplin eine weitere Grundbedingung für einen gedeihlichen Unterricht. Ich beneidete diese Lehrerin förmlich um die Kunst, die sie in ihren Zeichnungen an den Tag legte. Der Lehrer, der diese Gabe des schnellen Entwerfens besitzt, hat vor dem andern, dem diese Eigenschaft abgeht, einen grossen Vorteil. Die Zeichnungen, die Situationsbilder beleben den Unterricht, und was durch zwei Sinne, Aug und Ohr, aufgenommen wird, haftet besser und länger im Gedächtnis.

Besonderes Gewicht legte die Lehrerin auf die Anwendung der fünften der formalen Stufen durch die öfters wiederkehrende, die Phantasie weckende Frage: Was hättet ihr unter diesen Umständen getan? Wie hättet ihr in dieser Lage gehandelt? Was für drollige Antworten man da zu hören bekam! Aber alle zeugten vom kindlichen Standpunkt aus von Nachdenken und Überlegung. Erfreulich war ferner zu beobachten, wie die Lehrerin die Leistungen auch der schwächern Schüler entsprechend anerkannte. Ungenügende oder unrichtige Antworten wurden nicht ohne weiters zurückgewiesen. „Du meinst es recht," sagte die Lehrerin etwa, „aber man kann das, was du gesagt hast, noch schöner und besser ausdrücken; wir wollen dir nachhelfen." Auf diese Art flösste sie den Schwachen Mut und Selbstvertrauen ein.

Wir Lehrer verfallen vielfach in den Fehler — es ist eine allgemeine menschliche Schwäche auch der meisten Eltern — dass wir an unsern Schülern zuviel negative Kritik üben und zu spärlich in der Erteilung von Lob und Anerkennung sind. Immerwährender Tadel ermüdet, stumpft ab und entmutigt schliesslich auch den strebsamsten Schüler. Ein Wort der Anerkennung, in weisem Masse, vorsichtig und gewissenhaft angewendet, wirkt mehr, als zehn Worte des Tadels ausrichten. „Ein Lob, von Liebe durchsonnt, zwingt oft, was tausend Haselstöcke nicht fertig bringen" (Polack). Die Anerkennung der Leistungen, die Teilnahme des Lehrers an der Freude des Kindes am Gelingen seiner Arbeit fördert dessen Lernlust, dessen Arbeitsfreude in hohem Masse. Das Kind hat noch weit mehr als der Erwachsene das Bedürfnis, in seiner Arbeit, in seinem Bestreben nach Pflichterfüllung anerkannt und gewürdigt zu werden.

Anerkennung soll in der Erziehung die Regel, Tadel die Ausnahme sein. Schon Comenius sagte: „Das beste Beispiel für den Lehrer ist in dieser Beziehung die Sonne, welche den wachsenden Dingen stets Licht und Wärme, oft Regen und Wind, selten Donner und Blitz spendet".

(Schluss folgt.)

Mehr Freude im Aufsatzunterricht.

Von Albert Giger, Lehrer in Murg.

Lehrer und Schüler sehnen sich nach einem freudigen Aufsatzunterricht. Viele haben dieses glückliche Ziel erreicht, aber für recht viele Kollegen ist der Aufsatzunterricht ein Sorgenkind. Die Erfolge entsprechen der aufgewandten Zeit und Arbeit nicht; verdriesslich sucht der enttäuschte Pädagoge die Ursache des Misserfolges bei seinen armen Schwachköpfen, wie sie leider geheissen werden. Auf diese Weise wird der Aufsatz dem Kinde zur Qual. Wie froh, dankbar wäre es, wenn ihm im Aufsatzunterricht durch liebevolle Überlegung die Angst erspart und durch Freude ersetzt würde. Ohne Freude keine rechte Arbeit! Obwohl ich noch junger Lehrer bin, hat mich die sauererkämpfte Erfahrung gelehrt, das pädagogische Goldkorn der Freude im Aufsatzunterricht walten zu lassen. Die Freude ist die treibende, fruchtbringende Kraft, die Seele des Aufsatzes. Wo sie fehlt, keimt kein Leben, bleibt alles tot. Der Aufsatz will lebendig sein, muss es sein. Dies wird er nur, wenn der Schreiber, der Schüler, sein Empfinden zum Ausdruck bringen darf. Unmöglich ist ihm dies zumeist im starren, gebundenen Aufsatz. Da muss das Kind die Worte und Gedanken seines Lehrers, oft sogar einen abgeschmackten Musteraufsatz aus einer verrosteten Sammlung nach mehrmaligem Vorlesen schriftlich wiedergeben. Wie kalt ist diese Arbeit im Vergleich mit einem unverdorbenen, natürlichen, lebenswarmen Kinderaufsätzchen. Die Freude, nach der das Kind lechzt, wird ihm völlig geboten im freien Aufsatz. Wer diesen pflegt, hat die Kinderseele gewonnen und wird sich eines fruchtbringenden Aufsatzunterrichtes erfreuen. Ich bin ein Verfechter des freien Aufsatzes, ohne den gebundenen Aufsatz als null und nichtig zu erklären. Oft hat dieser seine Berechtigung, sofern er nicht allzu starr gehandhabt wird; denken wir nur an den Geschäftsaufsatz. Nachstehend will ich nicht die Vor- und Nachteile, das Dafür und Dawider des freien Aufsatzes abwägen, sondern nur Anregung geben. Nach dem Grundsatze: Beispiele reissen hin! will ich einige kleine von meinen Schülern geschriebene Aufsätzchen folgen lassen. Jedermann urteile selbst. Vorausschicken will ich nur eine Bemerkung: Ich frage mich nie ängstlich: Ist das ein kindlicher Ausdruck? Man verlangt in jedem Fach bestmögliche Leistungen. Noch keinem Lehrer ist es eingefallen, einem Kinde, das imstande ist, mit einer höhern als mit seiner Klasse zu rechnen, das Denken im Rechnen zu verbieten,

aus dem Grunde, weil dieses Wissen und Können auf einer höhern Stufe verlangt wird. Kein Lehrer tadelt den Schüler, der einen kunstgerechten Riesenschwung ausführt, mit der Bemerkung: Halt! lass dieses Turnen bleiben, es ist nicht mehr kindlich. Ist jemals einem Schüler das Üben im Schönschreiben verboten worden, wenn er seine Kameraden mit seiner hübschen Schrift weit überflügelte? — Und so steht's auf der ganzen Linie. Nur im Aufsatzunterricht soll's anders sein. Da preist man die Schriftsteller als Vorbilder, und doch will man die Kinder abhalten, sie nachzuahmen. Sicher ist es verfehlt und unnatürlich, den Schülern bestimmte, schöne Phrasen einzudrillen. Wenn ein Kind aber durch lebendigen Sprachunterricht, gutes Lesen usw. zu selbständigen, sprachübersprudelnden Sätzen gelangt, wollen wir froh sein. Lieber zuviel, als zu wenig! Der Sprach- und Gedankenreiche ist besser bestellt als der Sprach- und Gedankenarme. Es ist leichter überfliessendes Leben zu dämmen, als halbtotes Leben zu erfrischen, aufzuwecken.

Beispiele:

1. Ein gutes Wort findet einen guten Ort.

(Gestellte Aufgabe: Schreibt zu irgendeinem Sprichwort eine Erzählung, aus der ich ersehe, dass sich das Sprichwort bewahrheitet hat.)

Es war abends. Einzelne Lichter warfen ihren gespenstischen Schein auf die breiten Strassen der Stadt München. Auf einer Brücke, die über die Isar führt, stand ein noch junger Mann. Er bohrte seinen Blick in die grünen Fluten, die weich die Brückenquader umschmeichelten. Seine Kleider waren zerlumpt; seine Schuhe wiesen grosse Löcher auf. Sein Gesicht zeugte von grossen Seelenkämpfen. Die dunkeln Augen glänzten in unheimlichem Feuer. „Ha, heut ist der Tag der Rache! murmelte er vor sich hin. Diesen Worten folgte ein höhnisches Auflachen. Da — er vernahm Schritte hinter sich. Ein freundlicher Gruss tönte ihm entgegen. Er erwiderte den Gruss nicht, wandte sich aber verwundert um. So freundlich hatte ihn, den armen Landstreicher, noch niemand gegrüsst. Vor ihm stand ein Bauer, ungefähr seines Alters. „Könnten Sie mir vielleicht den Weg zum Hotel ‚Zur goldenen Ente' zeigen?" fragte er den Landstreicher. „Ja, gewiss!" war dessen Antwort. „Bitte, kommen Sie gleich mit!..." Dann wanderten beide von dannen. Unterwegs wandte sich der Bauer an seinen Begleiter: „Nicht wahr, heut ist prachtvolles Wetter, so recht für den Bauern. Es ist nur schade, dass ich heute den Gang in die Stadt machen musste. Leider habe ich wichtige Geschäfte!" Bald entwickelte sich ein lebhaftes Gespräch zwischen dem Bauer und dem Landstreicher, der dem Landmann seine Lebensgeschichte anvertraute. Er war ein Kind armer Leute. Früh starb ihm sein teurer Vater. Bald folgte ihm die liebe, herzensgute Mutter ins kühle Grab. Sie konnte ihrem kleinen Liebling nichts hinterlassen als ihre Armut. Als armes, siebenjähriges Waislein kam er zu bedürftigen Schustersleuten. Da spürte er erst, was es ist, fremdes Brot essen zu müssen. Überall wurde er gestossen und geschlagen. Niemand begegnete ihm freundlich. Von seinen Mitschülern wurde er als Zielscheibe frechen Spottes benützt. Er hiess eigentlich Johann Starker, wurde aber von jedermann Verdinghansel genannt. Wenn er sich mit andern Knaben zankte, wurde er regelmässig bei seinem Pflegevater verklagt. Dieser schlug den armen Jungen oft blutig. „Der nichtsnutzige Lump soll die Söhne meiner werten Kunden nicht beleidigen!" pflegte er zu sagen. Diese ganz und gar falsche Erziehung machte den armen Kleinen zu einem menschenscheuen, verrohten Jungen. Als er grösser geworden war, verliess er das halbzerfallene Haus seiner immer tiefer ins Elend geratenen Pflegeeltern und wanderte in die Ferne. In der bösen Welt draussen erging es ihm nicht besser als zu Hause. Er wurde verachtet und verspottet. Wegen seines zerlumpten Aussehens schrien ihm die bösen Gassenbuben allerlei hässliche Übernamen nach. Niemand wollte ihm etwas zu verdienen geben. Überall wurde er mit misstrauischen Blicken betrachtet. Das verbitterte den armen Burschen vollends. „Als ich", so erzählte des Bauern Begleiter, „dem Hungertode nahe war, stahl ich hier in dieser Stadt einen Tausendmarkschein, wurde aber ertappt. Ich flehte den Eigentümer des Geldes um Gnade an und klagte ihm meine bittere Not, mein schreckliches Elend. Doch der harte Mann kannte keine Barmherzigkeit. Erbarmungslos verklagte er mich beim Gerichte. Ich wurde zu Gefängnis verurteilt. Gestern bin ich aus der Haft entlassen worden. Während der ganzen Zeit brütete ich schreckliche Rache. Heute Nacht gedachte ich das prachtvolle Wohnhaus meines unbarmherzigen Anklägers in Brand zu stecken, um mich am schaurigschönen Flammenschauspiel zu ergötzen. Ihr freundlicher Gruss aber hat mich bewogen, von der unseligen Tat abzulassen!" Unter diesem Gespräch waren sie endlich im Hotel angelangt. Der gutherzige Bauer bestellte für seinen hungrigen Führer ein schmackhaftes Abendessen und einen frischen Trunk dazu. Hei, wie schmeckte das dem jetzt vergnügt dreinschauenden Burschen! Als er gesättigt war, wollte er sich dankend entfernen. Doch er wurde vom Bauern zurückgehalten und gebeten, ihn nach Hause zu begleiten. Starker nahm die freundliche Einladung gerne an, und die beiden machten sich auf den Weg. Im lieblich gelegenen Bauernhause fand der Fremde gastliche Aufnahme. Der Bauer verschaffte ihm gutgelohnte Arbeit. Zeitlebens war der schaffensfrohe Mann, der einstige Landstreicher, seinem Wohltäter dankbar für den freundlichen Gruss, der ihn vom Verderben zurückgehalten hatte.

2. Wieder eine Mutter. (Märchen.)

(Aufgabe: Heute schreibt jedes einmal ein Märchen; aber kein gelesenes, sondern ein selbsterdachtes.)

Die holdselige Frau Sonne flutete eben über die belebten Berge herein. Die geschmückten Bäume nickten freundlich und riefen der Frau Sonne den herzlichen Morgengruss zu. Ein kleines, armgekleidetes Mädchen trippelte der staubigen Landstrasse entlang. Seine dunklen Augen sahen das Glück und den silbernen Glanz der blühenden Bäume, und in seinem kleinen, verlassenen Herzchen lastete ein grosser, herber Schmerz. Es gelangte an einen stillen Friedhof. Es besuchte ein mit blumenreichem Kranze geschmücktes Grab. Dort kniete es nieder, und heisse Tränen des bittern Schmerzes bedeckten den öden Hügel. Begierig trank die trockene Erde diese auf und brachte sie der heimgegangenen lieben Mutter. Jetzt erhob sich die Beterin und entfernte sich schnell. Ein trauriger Blick huschte nochmals an jene qualvolle Stelle. Es wanderte und wanderte bis zum rankenden Waldessaum. Müde und hungrig setzte es sich auf einen mit weichem Moos gepolsterten Stein. Seltsame Töne klangen an sein empfindsames Ohr und machten das Kind aufmerksam. Es stand eilends auf und ging dem verlockenden Klang der Töne nach. Plötzlich stand es vor einem prächtigen Schloss, das aus lauter schimmernden Schneeglöcklein bestand, die immer ihre reizenden Stimmchen hören liessen: „Pim, pam, pum!" Das Kind stand vor dem Blumenschloss still und schaute geängstigt umher. Da ging die niedliche Türe auf und eine weissgekleidete Frau stand vor ihm. Eine glänzende Krone aus duftenden Schneeglöcklein zierte die schönen Haare. Sie neigte sich freundlich zum armen Waischen hernieder und fragte: „Was für ein qualvolles Herzeleid hast du, mein liebes Kind?!" Dieses hob seine tränengefüllten Augen zu ihr empor und begann zu erzählen: „Gnädige Frau! Ich bin ein armes, verlassenes Kind. Meine teure Mutter schlummert auf dem stillen Friedhof, und mein liebes Väterlein ist im teuflischen Kriege gefallen. Jetzt muss ich in die weite Welt hinaus!" Perlende, heisse Tränen rollten über die gramverzehrten Wangen der jugendlichen Heldin. „Du armer, armer Tropf!" tröstete die gütige Frühlingskönigin das liebliche Leidenskind und drückte ihm einen herzigen Kuss auf die fahle Stirne. „Wenn's so ist, liebes Kind, will ich dir liebevolle Mutter sein und dich als mein eigenes Kind lieben." Dann führte sie es in ihr prächtiges Schloss. Dort verbrachte es seine rosigen Lebensjahre glücklich und zufrieden.

3. Der Föhn vom Samstag auf den Sonntag.

(Aufgabe: Schreibt mir auf, was ihr beim letzten Föhnsturm beobachtet habt.)

Die holde Abendsonne ging unter. Langsam humpelte der lumpige Bursche Föhn herbei. Sein Musikinstrument trug er auf dem Rücken. Sein Hut hing auf dem einen Ohr,

und dazu streckte auch das Nastuch sein Köpfchen aus der Wamstasche heraus. So hielt er Einzug in unserm Dorf und spielte auf dem Instrument zuerst ganz leise. Da die Zeit da war, um ins Bett zu gehen, schlich ich mich in mein Kämmerlein. Nach beendetem Nachtgebet schloss ich meine Augen.

Die Nacht ging zur Neige und die Morgendämmerung war da. Plötzlich wurde ich durch ein Heulen aus meinem Schlafe erweckt. Erschrocken fuhr ich in die Höhe und ich fragte mich: „Was ist wohl los?" Bald war die Antwort da, denn der vorwitzige Föhn schaute zum Fenster herein, und seinem Munde entquoll ein lustiges Lachen. Ich konnte keinen Schlaf mehr finden. Allüberall kehrte er ein, bei jedem Baum und jedem Strauch, und überall fand er eine Gespielin oder einen Freund. Jetzt ging er mit ihnen auf den Tanz, und manche Buntröckchen fanden bei diesem Spiel den Tod. Ja, auch der Fensterladen wollte eine Luftreise machen, wobei er aber zutode fiel. Ein Blech hüpfte auch der Strasse entlang. Ich hüpfte nun auch aus meinem warmen Bette heraus. Der unbarmherzige Föhn liess sein Liedchen immer heftiger erschallen und immer mehr Freude bekam er. Die Glocken riefen uns zur Kirche. Immer noch weilte der Föhn bei uns. Da aber alles schon mitspielte, fand er keine neuen Kameraden mehr, und er zog ab.

Ins Märchenland.

„Was ein junger Freund heimatlicher Poesie hier bietet, ist eine bescheidene Gabe, aber er hat es gut im Sinn. Er will zu den Kindern reden, will altes Volksgut ihnen im Ton der Grossvatersprache darbieten und den heimeligen Klang der unverfälschten Mundart ihnen lieb und vertraut machen, auf dass sie wieder mehr nach jenem alten, schönen Volks- und Kinderbrauche des häuslichen Erzählens verlangen. Auch an die Erwachsenen wendet sich der Erzähler. Manche Mutter, mancher Lehrer, meint er, könnten vielleicht angeregt werden, wie es die Grossmutter tat, in der reinen Heimatsprache das alte, edle Volksgut den Kindern und den Hausgenossen zu vermitteln und mitzuhelfen, die Wohn- und Schulstuben freundlich zu machen mit dem hellen Schimmer dieses Märchengoldes, das so viele Tausende unserer Vorfahren erfreut und beglückt hat," sagt Prof. Josef Reinhart zum Geleite des 5. Heftes der Jugend-Born-Sammlung. 's Märlichrättli. Was albe dr Grossätti verzellt het. Urgschriebe vom *Eduard Fischer*. Mit Zeichnige vom Hans Witzig. Aarau. Sauerländer & Co.

Märchen! „Ihr blosses Dasein reicht hin, sie zu schützen. Was so mannigfach und immer wieder von neuem erfreut und belehrt, trägt seine Notwendigkeit in sich und ist gewiss aus jener ewigen Quelle gekommen, die alles Leben betaut, und wenn es auch nur ein einziger Tropfen wäre, den ein kleines zusammengefaltetes Blatt gefasst hat, so schimmert er doch in dem ersten Morgenrot. — Darum geht durch diese Dichtung jene Reinheit, um deretwillen uns Kinder so wunderbar und selig erscheinen: Kindermärchen werden erzählt, damit in ihrem reinen und milden Lichte die ersten Gedanken und Kräfte des Herzens aufwachen und wachsen." (Grimm.) Das Märchen steht abseits der Welt in einem umfriedeten, ungestörten Platz, über welchen hinaus jene nicht weiter schaut. Darum kennt es weder Namen noch Orte, noch eine bestimmte Heimat, und doch ist es vielfach Gemeingut. Die meisten geschilderten Zustände des Lebens sind so einfach, dass viele sie wohl im eigenen gefunden; aber sie sind, wie alles Wahrhaftige, immer wieder neu und ergreifend. (Rud. Lippert, Method. Handbuch der Literatur.) Der Umkreis dieser Welt ist bestimmt und abgeschlossen; Könige und Königskinder, treue Diener und sonstige ehrliche Leute, Handwerker, Fischer, Müller, Köhler und Hirten, die der Natur am nächsten stehen, erscheinen darin; alles ist belebt, wie in einer goldenen Zeit. Sonne, Mond und Sterne sind zugänglich und geben Geschenke. Die Fähigkeit zu glauben (und damit die ästhetische Illusion) ist bei den Menschen um so stärker, je passiver der reflektierende Verstand ist. Die durch keine Kritik gehemmte kindliche Phantasie lässt das Unmögliche möglich erscheinen; der Kindesglaube nimmt es auf, je bunter und überraschender in der Wendung, desto lieber. Der bekannte Apparat von Zauberwesen übt seinen besondern Reiz. Die im Märchen auftretenden Menschen sind in ihrem Charakter einfach gut oder böse, entsprechend der Anlage und Auffassung der Kinder, die mit ganzer Seele für oder wider eine Sache oder Person einstehen. Die poetische Gerechtigkeit macht sich in Lohn oder Strafe unbedingt geltend. Die beiden letztern Faktoren spielen ja auch im Leben des Kindes eine gewaltige Rolle.

Selbst im Drama und auf der Bühne des Lebens ist übrigens der Zusammenhang von Schuld und Sühne ja bekannt und nicht zu leugnen. Ist das der Grund, warum auch wir Erwachsene noch gern zum Märchen greifen? Finden wir nicht in dieser auch den Naturvölkern bekannten Dichtungsart die Erfahrung des Lebens bestätigt, die Schwächen und Leidenschaften der Menschen bestraft: die eitle Dummheit, den Stolz, die Prahlsucht, den Neid? Und belohnt nicht das Leben in der Regel die wahre Tüchtigkeit und Güte? (Trotz der verschrieenen Zeitläufte wagen wir diese optimistische Ansicht zu verteidigen.)

Dass es im Märchen auch geschieht, darin liegt sein hoher erzieherischer Wert. Die Nomadin in der Oase bietet ihrem Kinde Märchen, um es zu erfreuen und zu belehren. Aus dem Leben ist es geschöpft und dem Leben wird es dargebracht; es veraltet darum nicht, bedarf aber der Pflege in der Wiedergabe. Wahr und lebensvoll muss es gestaltet werden. Das ist die Stärke des Verfassers, der als kleiner Knirps so oft und gerne seinem redelustigen Grossätti lauschte und nun aus dem reichen „Märlichrättli" freigebig köstliche Früchte austeilt, sie begleitend mit der heimeligen Mundart und diese zugleich erhaltend und bereichernd. Das Märchen (wie die Kunst überhaupt) soll nicht nur unterhalten und belehren, sondern auch erziehen und veredeln. Es wirkt auf den Willen dadurch, dass es zur Nachahmung guten Handelns anspornt und vor schlechtem zurückhalten soll. Früher pflegte man moralisierende Poesien in die Schullesebücher aufzunehmen. Heute will man gar nichts davon wissen. Die Mode liebt starke Schwankungen. Das eine Extrem ist so falsch wie das andere; es fehlt auch nicht an Inkonsequenzen. Während man gegen ein in poetischer Sprache gehaltenes Gebet oder eine Kindergeschichte mit ethischem Grundgedanken eifert, nimmt man keinen Anstoss an einem Vaterlandslied, das die Treue, die Tapferkeit, die Selbstaufopferung besingt, also auch eine moralische Tendenz hat. Eine Kunst, die ethische oder religiöse Gedanken und Empfindungen grundsätzlich von sich ferne hält, ist sich selbst so untreu geworden, wie diejenige, die es nur auf die sittliche Erziehung abgesehen hat. (J. A. Herzog, Poetik, Leipzig. G. Freitag. 1914.)

Das Gute liegt wohl auch hier in der goldenen Mitte und besonders, wenn es in der humorvollen unaufdringlichen Form geschieht, wie der Verfasser es tut, beispielsweise im „Märli": „Dr Has und dr Igel". Beim vierundsiebzigsten Wettlauf büsst der arme Lampe seine Dummheit und Überhebung mit einem schrecklichen tödlichen Blutsturz in der Ackerfurche. „Sither het's kei Has meh gwogt, mit dem Igel i d'Wett z'laufe. Und d'Lüt, wo dervo g'chört hei, säge das: „Es söll si keine, und wenn er no so ne vürnähme Her wär, über es gringers Mandli lustig mache, und sött's au grad en Igel sy. Zwöitens, wenn eine wybet, muess er e Frau neh, wo zue-n-em passt und usgseht, wie-n-er sälber. Wer also sälber en Igel isch, muess luege, ass sy Frau au einen isch — und so wyters." Wer den Kleinen eine Freude machen will, der greife zum billigen, köstlichen „Märlichrättli." *a.*

Die Volkshochschule soll eine Pflegestätte frei aufstrebender Menschen sein, ein heiliger Tempel, wo alle Zuflucht suchen, die durch des Lebens Not oder durch die Irrwege eines seltsamen Geschickes von den sog. höhern Schulen ausgeschlossen waren. Eine spät erwachende Sehnsucht treibt sie, ihrem beruflichen Wirken und Schaffen eine höhere Weihe zu verleihen, indem sie es in den Gesamtorganismus alles Weltgeschehens und aller Kulturentwicklung einreichen.

Pestalozza.